Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 21 (1995)

Heft: 2

Artikel: Feministische Wissenschaftstheorie

Autor: Jöhl Meier, Theres

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-814769

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Z. Soziol./Rev. suisse sociol., 21 (2), 1995, 411–434

FEMINISTISCHE WISSENSCHAFTSTHEORIE

Theres Jöhl Meier
Münchenstein

1. Einleitung

Guy Oakes, ein amerikanischer Soziologe, der sich gründlich mit Max Weber auseinandergesetzt hat, behauptet in seinem 1990 erschienenen Buch *Die Grenzen kulturwissenschaflicher Begriffsbildung,* dass die derzeitige Philosophie der Sozialwissenschaften in erster Linie als eine Auseinandersetzung mit Max Webers Methodologie zu betrachten sei (Oakes, 1990, 13).

Mein Interesse an der feministischen Wissenschaftstheorie besteht einerseits darin, die Aussage von Guy Oakes und somit die Aktualität Max Webers zu prüfen, andererseits die Gegenwarts- und Zukunftsperspektiven der Wissenschaftstheorie aus weiblicher Sicht zu betrachten.

Mein Aufsatz ist folgendermassen aufgebaut: Verwunderung über feministische Wissenschaft; Einführung in die Gender-Perspektive; Wissenschaftskritik; eigene Postulate feministischer Forschung und Diskussion; theoretische Ansätze; Klärung der Frage, ob es sich hier um ein neues wissenschaftliches Paradigma handelt sowie eine abschliessende Diskussion. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema innerhalb der letzten 20 Jahren hat eine Fülle von Fragen aufgeworfen und Diskussionen in Gang gesetzt und zwar sowohl unter feministischen WissenschaftlerInnen als auch mit „traditionellen" WissenschaftlerInnen. Aufgrund dieser Tatsache kann dieser Artikel nur ein vorläufiger Überblick sein. Eine vertiefende Diskussion der einzelnen Postulate, Thesen und Kritiken könnte Gegenstand eines weiteren Aufsatzes sein.

2. Warum gibt es eine feministische Wissenschaft?

Wenn von feministischer Wissenschaft die Rede ist, wird damit unterstellt, dass Theorien der Wissenschaft geschlechtsspezifisch konzipiert werden können. Oder gibt es geschlechtsneutrale Formen der Reflexion? Nach

Annemarie Pieper wurde dies bis heute unterstellt: „Während man in der philosphischen Tradition davon ausging, dass die vielfältigen Formen der Reflexion auf menschliches Wissen und Handeln geschlechtsneutral sind, haben die Wegbereiterinnen der feministischen Philosophie zeigen können, dass die vorgebliche Neutralität der Vernunft erschlichen ist, insofern sie sich als Konstrukt spezifisch männlicher Erkenntnisinteressen erweist, die unhinterfragt als allgemeinmenschliche ausgegeben werden" (Pieper, 1993, 7).

Georg Simmel hat die androzentrische Sichtweise zu Beginn unseres Jahrhunderts gar explizit beschrieben: „Die Normen sind nicht neutral, dem Gegensatz der Geschlechter enthoben, sondern sie selbst sind männlichen Wesens". Und: „Dass das männliche Geschlecht nicht einfach dem weiblichen relativ überlegen ist, sondern zum Allgemein-Menschlichen wird, das die Erscheinungen des einzelnen Männlichen und Weiblichen gleichmässig normiert – dies wird, in mannigfachen Vermittlungen, von der *Machtstellung* der Männer getragen" (Simmel, 1911, 200–223).

Ein Hauptpunkt der feministischen Theorie ist die Kritik am Androzentrismus. „Wenn es tatsächlich männliche Setzungen sind, die bestimmen, was menschliche Vernunft ist, worin ihre Leistungen bestehen und welcher Art von Rationalitätskriterien sie sich zu bedienen hat, dann ist damit a priori ein Grundraster festgelegt, der sich einer uneingestandenen androzentristischen Weltsicht verdankt" (Pieper, 1993, 7).

Die feministische Forschung hat innerhalb der „traditionellen" Wissenschaft spannende Ungereimtheiten aufgedeckt und damit der Forschung neue Anstösse gegeben. „Weibliches Denken, Frauenforschung, feministische Wissenschaft und feministische Wissenschaftskritik" stellen für Walter Herzog eine „dringlich notwendige Herausforderung an die überkommene, männerdominierte Wissenschaft dar" (Herzog, 1991, 6).

2.1 Was ist „feministische" Wissenschaft bzw. Frauenforschung?

Bevor ich auf die Ziele feministischer Forschung eingehe, versuche ich den Begriff „Feminismus" zu klären. Das ist kein einfaches Unterfangen. Tatsache ist, dass der Begriff „Feminismus" einem politischen Bewusstsein entspringt. Im Laufe der Geschichte der Frauenbewegung bekam der Begriff allerdings viele Facetten, so dass Fragen wie: Was ist Feminismus? Wer ist eine Feministin? Wer ist ein Feminist? Wer ist eine Anti-Feministin? nicht einfach zu beantworten sind.

Wie wird der Begriff „Feminismus" über nationale Grenzen hinweg, in unterschiedlichen Kulturen und über Jahrhunderte verstanden? KarinOffen hat „Feminismus" in den Vereinigten Staaten und in Europa einem historischen Vergleich unterzogen (Offen, 1993, 97–138). Es zeigt sich, dass z. B. im 19. Jahrhundert in Frankreich so unterschiedliche Interessen und Forderungen bestanden, dass nicht nur GegnerInnen, sondern VertreterInnen unterschiedlicher Gruppen unablässig die Frage stellten, wer denn nun ein(e) Feminist(in) genannt werden könnte und wer nicht. Um 1900 konnte man bereits eine Palette von Klassifizierungen unterscheiden: „Familienorientierte Feminist(inn)en", „integrale Feminist(inn)en", „christliche Feminist(inn)en", „sozialistische Feminist(inn)en, „radikale Feminist(inn)en", „männliche Feministen" und anderes mehr. – In der Zwischenzeit fahren WissenschaftlerInnen fort, global von „Vorläufer(inne)n" des Feminismus oder von „Proto-Feminist(inn)en" und heutzutage von „feministischem Antifeminismus", „antifeministischem Feminismus" und „Postfeminismus" zu sprechen.

Gegenwärtig werden in den USA und Grossbritannien sowohl dualistische als auch dreigliedrige Unterscheidungen verwendet. Unter den dualistischen kursieren: „alte" und „neue" Richtungen; „sozialer" und „hard-core" Feminismus; ein Feminismus der „ersten" und „zweiten" Welle; „klassischer" und „moderner"; „maximalistischer" und „minimalistischer"; „humanistischer" und „gynozentrischer" Feminismus. Die dreiteiligen Klassifikationen umfassen den „egalitären", „protestantischen" und „sozialistischen" Feminismus bzw. „liberale", „marxistische" und „radikale" Richtungen des Feminismus. Es zeigt sich also, dass mit dem Begriff viel Verschiedenes in Zusammenhang gebracht werden kann, aber es scheint unmöglich, ihn aus dem Vokabular zu verbannen (107).

Karin Offen unterscheidet aufgrund ihrer Analyse historisch zwei unterschiedliche Argumentationsweisen bzw. Diskurse, die für die Befreiung von Frauen aus männlicher Kontrolle verwendet wurden: sie bezeichnet diese Richtungen als „Beziehungs-" und als „Individual-Feminismus". Der soziologische Inhalt und die logischen Folgerungen der beiden Argumentationsweisen sind deutlich verschieden. Der „Beziehungsfeminismus", der das kameradschaftliche, nichthierarchische Paar von Mann und Frau als Kernzelle der Gesellschaft ins Zentrum stellt, hat historisch zu ganz anderen Interpretationen der Umstände und Bedürfnisse von Frauen geführt als der „individualfeministische" Ansatz, der das vom Geschlecht unabhängige Individuum als die entscheidende Grundlage der Gesellschaft betont.

Auf die Analyse kann ich hier nicht weiter eingehen. Dieser Einblick sollte aber zeigen, wie facettenreich der Begriff „Feminismus" historisch

gesehen ist. Die Auswirkungen dieser Vielfalt schlagen sich in der feministischen Wissenschaft und Wissenschaftskritik nieder, auf die ich im folgenden eingehe.

3. „Gender" als analytische Kategorie

„Wie das Verhältnis der Generationen, der Klassen und Schichten, die Produktionsweise und das Verhältnis der Menschen zur Natur gehören in jeder Gesellschaft auch die Beziehungen zwischen Männern und Frauen zum Kern des sozialen Systems, in dem über die Kohäsion und das Funktionieren, über Konflikte, Ressourcen und Potentiale in der Gesellschaft entschieden wird. Das Verhältnis der Geschlechter ist durch Normen, Konventionen und explizit formulierte Gesetze geregelt. Geschlecht beeinflusst ebenso wie Klassenzugehörigkeit und Rasse den Zugang zu Herrschaft und Verfügungsmacht und entscheidet mit über die Zumessung und Qualität von Lebenschancen" (Schissler, 1993, 9).

Menschliche Lebewesen sind nicht oder nicht ausschliesslich von Natur aus männlich oder weiblich, sondern sie werden durch Erziehungs- und Sozialisationsprozesse zu Männern und Frauen. Der Unterschied zwischen angeborenem, biologischem Geschlecht und den Geschlechterrollen, die traditionell festgelegt sind, wird im angelsächsischen Sprachraum mit den Begriffen „sex" und „gender" bezeichnet. Die Geschlechtszugehörigkeit ist demnach zum einen vorgegeben (sex) und zum anderen erworben (gender). Der Begriff „gender" wurde entwickelt, um die Naturalisierung der Geschlechtsunterschiede in Frage zu stellen. Der Begriff selbst ist prinizipiell geschlechtsneutral, d. h. er ist sowohl auf Männer als auch auf Frauen anwendbar. Trotzdem waren es Frauen, die in der Wissenschaft die Frage nach den Gender-Rollen und Gender-Normen stellten.

Auch in den Naturwissenschaften dient „gender" als analytische Kategorie. „Die angloamerikanische Frauenforschung hat den Unterschied zwischen ‚sex' und ‚gender', zwischen dem biologischen und dem sozialen/kulturellen Geschlecht eingeführt und gezeigt, dass in der Biologie oft mehr von ‚gender' als von ‚sex' die Rede ist, dass häufig die Erkenntnisse durch soziale Normen verstellt werden" (Scheich, 1991, 35–54). Die „objektiven" Erkenntnisse über den biologischen Unterschied zwischen den Geschlechtern erweisen sich da oft als gängige Vorurteile.

In den Sozial- und Geisteswissenschaften ist nach Evelyn Fox Keller die Frage nach dem Gender in einem sozialen, politischen und geistigen

Sinn nur möglich, „wenn wir erkennen, dass es andere Welten gibt, dass es in der Tat zwei Gender gibt", d. h. wenn die Welten, „die traditionell den Frauen und ihrer Arbeit zugeschrieben werden, in den normativen Diskurs eingeführt worden sind. Bis dahin kann die Frage von Gender nur als eine Frage der Anwesenheit oder Abwesenheit konkreter Frauen verstanden werden" (Fox Keller, 1990, 115–136).

Fox Keller nimmt „Gender" als Ausgangspunkt für jene „Aufgabe, die Wurzeln, die Dynamik und die Konsequenzen eines Netzes von Wechselwirkungen zwischen Assoziationen und Disjunktionen zu untersuchen, die – zusammengenommen – das ‚System Wissenschaft-Gender' konstituieren" (117). Hier wird es möglich, Gender als einen kritischen Hebel für einen alternativen politischen Diskurs und entsprechendes Handeln zu benutzen. Als analytisches Werkzeug ermöglicht „Gender" zwei Ebenen der Ausgrabung: „Erstens ermöglicht es uns, die Werte zu erkennen, die aus den Normen der Universalität ausgeschlossen wurden, weil man sie mit Frauen identifiziert hatte (d. h. mit Nicht-Männern/Nicht-Menschen); und zweitens ermöglicht es uns, die Werte zu erkennen, die ausgeschlossen wurden im Prozess der Teilung der Welt in zwei polare Gegensätze, männlich und weiblich" (120).

Die Hauptaufgabe einer feministischen Perspektive ist nach Fox Keller eine kritische: Es ist die Aufgabe, die Spur der Gender-spezifischen Vercodungen von normativen Wertungen (überall) aufzudecken. Im Zusammenhang dieser Vernetzung und Vercodung spricht sie von „Kleister" im Gegensatz zu einfachen Ursachen und Bestimmungsgründen: Gender-Normen lassen sich unterscheiden durch ihre ganz besondere Fähigkeit, soziale Strukturen zu erhalten dadurch, dass sie bei jedem Individuum in die Bruchstellen und Ritzen der eigenen Person einsickern. Sie sind immer durch andere Interessen vermittelt – bzw. vermitteln andere Interessen – einschliesslich ganz offensichtlicher Interessen wie Wirksamkeit und Vorhersagekraft (127).

4. Feministische Wissenschaftskritik

Da sich die Wissenschaft in allen ihren Zweigen weitgehend ohne die Beteiligung von Frauen entwickelt hatte, erwies sich wissenschaftliche Forschung und Theoriebildung in allen Disziplinen als einseitig männerbezogen und damit lückenhaft. So kommen Frauen zum Beispiel in der Geschichtsforschung kaum vor. Auch die grossen Gesellschaftstheorien ignorierten die Leistung der Frauen für die Erschaffung und den Erhalt der Gesellschaft: Weder Karl Marx noch Max Weber haben die unbezahlte

Arbeitskraft der Frauen als Basis für die Entwicklung des Kapitalismus beachtet. Auch in anderen Disziplinen wurden die Leistungen von Frauen übersehen. Als Fazit ergab sich für Frauenforscherinnen, „dass Frauen und ihre Lebenswelt bis heute für die herkömmliche, von Männern dominierte Wissenschaft irrelevant sind und daher weitgehend vernachlässigt werden" (Brück, 1992, 19).

Der Anspruch auf „Objektivität", „Wertfreiheit" und damit „universelle Gültigkeit" wissenschaftlicher Erkenntnis wird deshalb von Frauenforscherinnen in Frage gestellt. Cornelia Klinger formuliert in ihrem Aufsatz *Bis hierher und wie weiter?* (Klinger, 1990, 21–56) einerseits drei Stufen immanenter feministischer Wissenschaftskritik sowie andererseits Kritik am wissenschaftlichen Weltbild:

Die erste Stufe der Kritik richtet sich „gegen die eklatanten Verstösse gegen den Grundsatz des gleichberechtigten Zugangs aller vernunftbegabten Menschenwesen zu rationalem Erkennen und wissenschaftlicher Tätigkeit" (22).

Die zweite Stufe der Kritik richtet sich gegen das Nicht-Vorkommen von Frauen, d. h. dass „das, was mit dem Dasein, dem Bewusstsein, den Tätigkeiten oder Verhaltensweisen von Frauen zu tun hat, in seiner Eigengesetzlichkeit nicht wahrgenommen wird" (23). Das Bild der Realität, das Wissenschaft vermittelt, ist nicht umfassend und vollständig und folglich auch nicht objektiv, sondern es reflektiert standortbedingte Beschränkungen, weil es nur von einem geschlechtsspezifischen Standort aus gewonnen wird. Diese Art von Beschränkungen wird in der feministischen Forschung als *Androzentrismus* bezeichnet. Dieser scheint für Klinger überwindbar: „Wenn das Leben und die Erfahrungen von Frauen nicht länger als bedeutungslos oder sekundär angesehen werden, ist Androzentrismus kein ‚Kavaliersdelikt' mehr" (24).

Die dritte Stufe feministischer Kritik richtet sich gegen „die Verletzung des Objektivitätsgebots" durch den Universalitätsanspruch und der damit verbundenen falschen Wahrnehmung der Wirklichkeit. Von diesen durch Androzentrismus verursachten, gewissermassen indirekten Trübungen im wissenschaftlichen Bild der Wirklichkeit sind die direkten Verzerrungen zu unterscheiden, die auf offenen S*exismus* zurückzuführen sind. Der Begriff des Sexismus bezieht sich auf „statements, attitudes, and theories that presuppose, assert or imply the inferiority of women, the legitimacy of their subordination, or the legitimacy of sex-based prescriptions of social roles and behaviors" (24). Fragen der Geschlechterdifferenz werden entweder nicht in Betracht gezogen oder im Zweifelsfall rundweg bestritten. Hin-

gegen „da, wo Geschlechtlichkeit und Geschlechterverhältnis von wissenschaftlicher Forschung thematisiert werden, da wird die Differenz der Geschlechter, und das heisst aus männlicher Perspektive gesehen, die Andersartigkeit des Weiblichen scharf konturiert. Funktional ist diese Überbetonung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern viel weniger in deskriptiver als in legitimatorischer und normativer Hinsicht“ (25).

Die Verbindung von Deskription und Legitimation ist nach Klinger die Regel, nicht die Ausnahme in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Geschlechterdifferenz. Die Verstösse gegen das Universalitäts- und Objektivitätsgebot lassen den Schluss zu, dass sich Wissenschaft in der Realität am Themenkomplex Frau, Weiblichkeit, Geschlechterdifferenz als das Gegenteil von dem erwiesen hat, was Wissenschaft als Idee und als Ideal sein soll. „Am Thema Frau, Weiblichkeit, Geschlechterdifferenz erweist sich Wissenschaft nicht als Gegnerin und Vernichterin von Ideologie, Religion und Aberglauben, sondern als deren Nachfolgerin und Fortsetzerin in modernem Gewand und mit effizienteren Mitteln. Nicht anders als die Weltbilder früherer Zeiten erfüllt Wissenschaft Funktionen der Herrschaftslegitimierung“ (27).

Die feministische Kritik richtet sich zum anderen auch gegen das wissenschaftliche Weltbild. „Es fragt sich, ob die Fehler, die bemängelt werden, korrekt benannt sind, wenn wir von einem *Fehlen* von Universalität, von *Mängeln* an Objektivität in den männlich dominierten Wissenschaften sprechen. Immer stärker richtet sich der Verdacht gegen die Prinzipien selbst“ (28).

Mit diesem Verdacht gegen die positivistische Epistemologie und mit der Absicht ihrer radikalen Infragestellung steht die feministische Wissenschaftskritik nicht allein. Indem feministische Kritik auf die Gesellschafts- und – genauer – auf die Herrschaftsgebundenheit von Denken, Erkennen und Wissen aufmerksam macht, stimmt sie ein in einen breiten Chor, der von der Kritischen Theorie über den Symbolischen Interaktionismus bis zum Poststrukturalismus und zur Postmoderne reicht. In diesem Chor bildet die feministische Kritik aber eine klar unterscheidbare Stimme – indem sie die *geschlechtsspezifischen* Voraussetzungen sichtbar werden lässt (29).

Um die geschlechtspezifischen männlichen Prämissen nicht nur des Wissenschaftsbetriebes oder von bestimmten Aspekten, Orientierungen oder Resultaten wissenschaftlicher Arbeit, sondern im Konzept des wissenschaftlichen Denkens selbst nachzuweisen, sind in der Hauptsache zwei Wege eingeschlagen worden. Beide haben einen fernen gemeinsamen Bezugs-

punkt in der Psychoanalyse. In grober Vereinfachung lassen sich eine französische und eine amerikanische Richtung unterscheiden.

Bedeutsam geworden für die feministische Kritik ist die französische Psychoanalyse, und zwar in ihrer durch Jacques Lacan geprägten Gestalt. Nach Lacan bildet das Gesetz des Vaters, dem jedes Kind sich im Durchgang durch die ödipale Phase zu unterwerfen hat, das Realitätsprinzip jeglicher Kultur. Die Lacansche Analyse erlaubt uns auszusprechen, was in der Geschichte des abendländischen Denkens verschwiegen wurde: nämlich die androzentrische und phallozentrische Struktur aller gesellschaftlich gültigen Formen von Identität, Denken, Sprache, Wissen, sozialer Ordnung usw. (30).

Die amerikanische Richtung unterscheidet sich von der französischen in den Wegen, die zu diesen Ergebnissen führen. Die amerikanische Richtung wurzelt in der Objektbeziehungstheorie und wurde von den feministischen Theoretikerinnen Nancy Chodorow und Dorothy Dinnerstein weiter entwickelt. Der entscheidende Punkt für die Herausbildung der geschlechtsspezifisch männlichen Strukturen von Rationalität liegt hier nicht in der Identifikation des Kindes mit dem Gesetz des Vaters in der ödipalen Phase, sondern in der noch vorausliegenden Bindung an die Mutter als primärer Bezugsperson, eine Bindung, die in einer Kultur, in der so gut wie ausschliesslich Frauen die Rolle der primären Bezugsperson erfüllen, als universell angesehen werden muss, und die mit speziellen Problemen für die Entwicklung des männlichen Kindes verbunden ist. Diese höhere Anforderung hinsichtlich der Ausbildung der gegengeschlechtlichen Identität ruft beim männlichen Kind schärfere Abgrenzungskriterien hervor, als sie für die Selbstwerdung des Mädchens erforderlich sind. Das männliche Kind ist in viel höherem Masse bestrebt, klare Trennungen zwischen sich und der Mutter, bzw. allgemeiner formuliert, zwischen Innen und Aussen, zwischen dem Ich und der Welt, zwischen Subjekt und Objekt herzustellen (31).

Andere Autorinnen ziehen andere Parallelen zwischen Sozialisationssituationen des männlichen Kindes und den Denk- und Wertkategorien der abendländischen Kultur. In der feministischen Wissenschaftskritik nehmen neben den psychoanalytischen und den objektbeziehungstheoretischen Ansätzen auch historische Untersuchungen zur Entwicklung des Naturbegriffs im wissenschaftlichen Denken einen wichtigen Platz ein.

5. Grundsätze feministischer Wissenschaft

Aufgrund der verschiedenen Ansätze innerhalb der feministischen Wissenschaft lassen sich einige zentrale Ansprüche ausmachen, die allerdings nicht von allen Wissenschaftlerinnen geteilt werden.

In Deutschland begann die Debatte um die Methodenfragen der Frauenforschung um 1967 und dauerte bis 1978. Am Ende dieser Debatte formulierte Maria Mies sieben methodische Postulate zur Frauenforschung. Obwohl diese Postulate inzwischen präzisiert und weiter entwickelt wurden, werde ich sie hier aufführen, da die wissenschaftliche Auseinandersetzung sich häufig auf diese bezieht. Die Postulate sind nach von Alemann kurz gefasst:

1. Parteilichkeit;
2. die Anwendung einer „Sicht von unten";
3. Forschung als „aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen";
4. keine kontemplative Haltung des Forschers, sondern Übernahme der Annahme, dass „Veränderung ... als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnis angesehen werde";
5. die Wahl des Forschungsgegenstandes sei nicht in das Belieben des Forschers gestellt, sondern abhängig „von den allgemeinen Zielen und den strategischen und taktischen Erfordernissen der sozialen Bewegung zur Aufhebung von Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen";
6. der Forschungsprozess müsse daher *„zu einem Bewusstwerdungsprozess werden"*;
7. dass das Ziel einer *„feministischen Gesellschaftstheorie"* durch eine Führungsrolle von Wissenschaftlerinnen vorangetrieben werden müsse, bzw. dass sich diese nicht nur als Beobachterinnen sehen dürften (Von Alemann, 1991, 177–192).

Die Methodenfrage ist in der Frauenforschung nach wie vor umstritten. Aufgrund der Erfahrungen, die inzwischen mit diesen Grundsätzen in der Frauenforschung gemacht wurden, wurden diese Postulate erweitert. Ausserdem wird Frauenforschung inzwischen auch in akademischen Institutionen wahrgenommen. Je mehr dies geschieht, umso grösser ist der Druck, diese aus der Frauenbewegung hervorgegangene Forschung wieder in die etablierten Wissenschaftstheorien und methodologischen Paradigmen hereinzuholen.

Eine neuere Version der Grund- oder Leitsätze feministischer Wissenschaft ist die folgende:

1) *Überwindung des Androzentrismus,* d. h. der Männerzentriertheit der Wissenschaft, deren angeblich geschlechtsneutrale Begriffe, Theorien, Denkmuster und Methoden einseitig auf das Lebensspektrum von Männern hin orientiert und konzentriert sind. Feministische Wissenschaft will beide Lebenswelten als ein „Geschlechterverhältnis" fassen und analysieren.

2) *Anwendung der Gender-Perspektive* in allen Aspekten wissenschaftlichen Tuns: Das Geschlecht als soziale Strukturkategorie bestimmt nicht nur die realen Lebensbedingungen von Frauen und Männern, sondern auch die Denksysteme. Gerade in der Wissenschaft sollen die Geschlechterverhältnisse reflektiert werden, und zwar sowohl bezogen auf die Forschungs-Objekte als auch auf die eigene Gender-Zugehörigkeit als WissenschaftlerInnen.

3) *Die Forderung der Emanzipation der Frauen* und damit der Überwindung der bestehenden patriarchalen Verhältnisse. Ob die Frauenemanzipation durch „Gleichheit" oder eher durch die Betonung der „Differenz" zu erreichen ist, ist ein umstrittenes Thema im feministischen Theoriediskurs.

4) *Parteilichkeit und persönliche Betroffenheit als Grundlage der Frauenforschung* – die Erfahrung am eigenen Leibe macht Wissenschaftlerinnen potentiell sensibler und offener für die Erkundung ähnlicher Diskriminierungen. Parteilichkeit und Betroffenheit können aber nicht bedeuten, dass feministische Wissenschaftlerinnen unreflektiert eigene Lebenserfahrungen auf alle Frauen übertragen, so, als gäbe es zwischen Frauen verschiedener Schichten, Völker, Rassen usw. keine Unterschiede.

5) *Die Verbindung zur Autonomen Frauenbewegung und Bezug zur Praxis:* Frauenforschung und Theoriebildung ist zu einem Arbeitsfeld geworden, das sich durch kontinuierliche Diskussion mit Frauen aus den verschiedensten gesellschaftlichen Praxisfeldern immer wieder unter Beweis stellen muss. Sie empfängt und liefert Impulse aus und für die Frauenbewegung.

6) *Als Konsequenz für die Frauenforschung folgt Interdisziplinarität:* wer nach Ursachen von Gewalt gegenüber Frauen und Erklärungen forschen will, muss die Grenzen der engen, hochspezialisierten Einzelwissenschaften überschreiten (Brück, 1992, 26 f.).

5.1 „Objektivität" und „Parteilichkeit" – ein Widerspruch?

Maria Mies definiert „Parteilichkeit" folgendermassen:

> *Bewusste Parteilichkeit ... begreift nicht nur die „Forschungsobjekte" als Teil eines umfassenden gesellschaftlichen Zusammenhangs, sondern auch die Forschungssubjekte selbst. Sie ist alles andere als blosser Subjektivismus oder blosse Einfühlung, sondern schafft auf der Basis einer Teilidentifizierung zwischen Forschern und Erforschten so etwas wie eine kritische und dialektische Distanz. Sie ermöglicht eine Korrektur subjektiver Wahrnehmungsverzerrungen auf beiden Seiten, auf der Seite der Forscher durch die Erforschten, auf der Seite der Erforschten durch die Forscher und trägt sowohl zu einer umfassenden und daher wirklich objektiven Erkenntnis der sozialen Realität bei als auch zur Bewusstseinsbildung der am Forschungsprozess Beteiligten* [Mies, in: Beer, 1989, 164].

Frauenforschung als parteiliche Forschung – kann sie da überhaupt „objektiv" verfahren? Worin unterscheidet sich die Besonderheit einer feministischen Erkenntnis von „traditionellen" Erkenntnisweisen? Um diese Fragen zu beantworten, untersucht Ursula Beer, von welchem Objektivitätsverständnis ausgehend Kritik am „erkenntnistheoretischen Androzentrismus" geübt wird (Beer, 1989, 162–212). Sie kommt zur Ansicht, dass die meisten erkenntniskritischen Beiträge aus der Frauenforschung in den Inhalten des älteren „Positivismus-Streits" (Adorno u. a.) zu verorten sind. Die methodologische Kritik der Frauenforschung richtete sich stets auf einen ganz bestimmten Wissenschafts-Typus, nämlich auf den Kritischen Rationalismus Popperscher Prägung. Die Kritik an der „traditionellen" Wissenschaft richtet sich also nicht gegen alle männlich geprägten Theorien. Im Gegenteil zeigte die Frauenforschung nach Beer auffallende Zurückhaltung im Hinblick auf Marxismus und Kritische Theorie. Frauenforscherinnen schlugen sich entweder implizit oder explizit auf die Seite der Dialektiker. Diese Schräglage beginne sich durch die Feministische Erkenntniskritik aufzulösen.

Popper hält wissenschaftliche Theorien für *nachprüfbar.* Nach seiner Auffassung liegt die Objektivität wissenschaftlicher Sätze darin begründet, dass sie intersubjektiv überprüfbar sein müssen. Die Objektivität einer wissenschaftlichen Aussage komme dadurch zustande, dass alle Aussagen widerspruchsfrei, unabhängig, hinreichend und notwendig seien. Unter einer *kausalen* Erklärung versteht dieser Wissenschaftstyp eine *logische Ableitung.* Adorno kritisiert diese Vorgehensweise; für ihn ist „subjektiv", was Popper als „objektiv" versteht (172). Für Adorno gilt eine Aussage

dann als „objektiv", wenn sie in der Lage ist, Einzelphänomene in ihrer gesamtgesellschaftlichen Verflochtenheit auszuweisen. Auf eine detaillierte Diskussion der Theorien Poppers und Adorno kann ich hier nicht weiter eingehen. Beer kommt zum Schluss, dass die Kritische Theorie keinen Widerspruch zwischen „Objektivität" und „Parteinahme" sieht. „Objektive Erkenntnis ist zugleich ‚vernünftig', weil sie im ‚Interesse an der Aufhebung gesellschaftlichen Unrechts' Erkenntnis in der Absicht betreibt, die gegenwärtig ‚schlechte' Wirklichkeit zu verändern" (174). Von der Position der dialektischen Erkenntnistradition lassen sich folgende Auffassungen im Denken von Frauenforscherinnen identifizieren:

- Objektive Erkenntnis steht im Dienste der Herausbildung eines „vernünftigen" Gesellschaftszustandes, der frei von Ausbeutung und Unterdrückung sein soll.
- Diese normative Prämisse geht in das Postulat der Parteilichkeit ein, die objektive Erkenntnis nicht behindert, sondern erst ermöglicht.
- Denn die Objektivität von Erkenntnis bemisst sich daran, inwieweit sie Gesellschaft in ihrer Totalität erfasst, d. h. in der Totalität aller ihrer Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse (177).

Allerdings besitzt nach Beer die traditionelle dialektische Theorie ein ganz bestimmtes Verhältnis zu „subjektiver" Erkenntnis, das nicht deckungsgleich mit der feministischen Forschung ist. Diesen Aspekt werde ich hier nicht weiter verfolgen.

Das Thema „Objektivität und Parteilichkeit" sowie die übrigen Postulate wurden auch von der Soziologin und Frauenforscherin Ursula Müller und von Hartmut Esser, einem Vertreter des Kritischen Rationalismus, diskutiert (1992, 56–90). Nach Müller ist die Parteilichkeit der Frauenforschung erzwungen durch eine Wissenschaft, die selbst parteilich ist, ohne dies aber zu reflektieren. „Dies bedeutet aber nicht, dass Frauenforschung die Forderung nach Objektivität der Wissenschaft aufgäbe. Sie muss vielmehr den Begriff der Objektivität, wie auch der Wahrheit, komplizieren" (58). Objektiv im Sinne der Frauenforschung kann nur eine Wissenschaft sein, die das Geschlechterverhältnis in seiner heutigen Form ihren Analysen zugrunde legt. Auch die vom Kritischen Rationalismus vertretene Trennung von Gewinnungs-, Begründungs- und Verwendungszusammenhang scheint nach Ursula Müller nicht mehr angemessen. „Ohne eine Reflexion darüber, welche Menschen in welchen sozialen Arrangements wie denken, kann eine wissenschafts-theoretische Diskussion nur zu Absurditäten führen, und zwar auch in der Frauenforschung" (60).

Hartmut Esser betrachtet die Postulate der Frauenforschung unter drei Aspekten: Parteilichkeit, Konstruktivismus und Relativismus (64 f.). Obwohl es „selbstverständlich ... keine Wertfreiheit im Sinne der Objektivität von Forschung, im Sinne der Auswahl von Problemen, oder im Sinne der Selektion von Ergebnissen" gibt, hält Esser an der Wertneutralität als gewünschter Norm in der Wissenschaft fest. „Mit dieser Norm ist es dann durchaus vereinbar, Wissenschaft selbst als wertneutralen Betrieb zu fordern" (65). Die Folgerung aus diesem Konzept kann nicht sein, „die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung dieser Norm dadurch aus der Welt zu schaffen, dass man sie gegen Parteilichkeit austauscht, sondern: die Institutionalisierung von Kritik" (65).

Dies ist die Gegenthese zur Parteilichkeit von Esser. Seiner Ansicht nach will der Kritische Rationalismus durch die Öffnung von Kritik nach allen Seiten die Ausschaltung von Dogmatismen sicherstellen. „Es soll institutionell möglich sein, dass alle denkbaren Parteilichkeiten im Entdeckungszusammenhang zur Sprache kommen und sich an den Prädikationshandlungen im Begründungszusammenhang beteiligen" (65). Denn nach Esser handelt sich jede Parteilichkeitsthese ein Dilemma ein: Wie soll eine bestimmte Parteilichkeit eigentlich objektiv begründet und gegen andere Parteilichkeiten hervorgehoben werden? Ebenso wie Habermas mit seiner Diskurstheorie seien auch alle anderen Versuche, Parteilichkeit objektiv zu begründen, am sogenannten Münchhausen-Trilemma gescheitert (66). Auch anhand der Aspekte von Konstruktivismus und Relativismus zeigt Esser, dass diese in Dilemmata führen. Seine zusammenfassende Stellungnahme zu den drei Aspekten formuliert er folgendermassen: „Ich habe keinerlei Probleme mit den politischen, pragmatischen und wissenschaftssoziologischen Forderungen der Frauenforschung. Die weitergehenden erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Positionen führen meiner Meinung nach jedoch zu unhaltbaren bzw. selbstdestruktiven Folgen für Wissenschaft. Sie führen letztlich zu einer erkenntnistheoretischen Position, die eigentlich sehr resignativ ist, zu einer Art von Solipsismus: ich bin alleine auf der Welt und nur ich alleine kann wissen, was der Fall ist. Solche Auffassungen wären aber das Ende jeder wissenschaftlichen Arbeit" (70). Esser ist der Ansicht, dass die Frauenforschung nur davon profitieren kann, wenn sie die anerkannten Regeln wissenschaftstheoretischer Arbeit übernimmt. Und welche „anerkannten Regeln"? Dazu Esser: „Sie täte gut daran, eine Theorieperspektive zu übernehmen, die meiner Meinung nach die einzige ist, die die Gesellschaftswissenschaften in den nächsten 20 Jahren wirklich ernsthaft voranbringen kann" (88). Damit nimmt Esser „Partei" für den Kritischen Rationalismus.

Frauenforscherinnen sehen wissenschaftliche Arbeit keineswegs als „resignativ", wie Esser dies oben beurteilt. Sie ist im Gegenteil gespiesen von Elan, Reflexion, Diskussion und Bereitschaft zur Veränderung. Frauenforschung unterscheidet sich von der Männerforschung nicht zuletzt darin, dass sie nicht an Vertrautes anknüpfen kann. Die Worte von Christina Thürmer-Rohr können dies vielleicht verdeutlichen:

> *Während für einen Mann Sehnsucht immer ein Heimweh ist, die Rückerinnerung an ein vergangenes Glück, die Suche nach etwas, das er schon einmal hatte und das ihm zerstört wurde, bleibt meine Sehnsucht vorstellungslos und ohne Vor- und Zurück-Versicherungen. Vagabundieren wird zum Symbol eines Lebensversuches, der nicht an Vertrautes anknüpft, der Vertrautes nur zum Anlass nimmt, falsche Heimstätten wieder zu verlassen, der nicht nach „Identität" sucht, dieser fixen Idee* [Thürmer-Rohr, 1987].

6. Ansätze feministischer Wissenschaft

Innerhalb der feministischen Forschung existieren teilweise gegensätzliche Orientierungen zwischen den Wissenschaftlerinnen. Es lassen sich deshalb eine Fülle von unterschiedlichen Ansätzen unterscheiden:

- Heide Göttner-Abendroth hat den Weg ausserhalb der wissenschaftlichen Institution gesucht und sich auf die *Matriarchatsforschung* spezialisiert.
- Andere Wissenschaftlerinnen suchen nach *ganzheitlichen Formen* weiblicher Erkenntnis.
- Eine dritte Gruppe von Wissenschaftstheoretikerinnen geht *von traditionellen Theorieansätzen* aus, die sie durch die *Einbeziehung der Gender-Perspektive* grundlegend verändern. Das trifft insbesondere auf die marxistische Theorie und die Kritische Theorie zu.
- Andere Feministinnen beziehen sich auf die *Psychoanalyse,* die als Basis für eine Theorie geschlechtsspezifischer Erkenntnis gewählt wurde (vgl. Brück, 1992, 28 f.).

6.1 Feministische Erkenntnistheorien

Nach Ansicht von Sandra Harding ist noch keine feministische Wissenschaft möglich, da die Gesellschaft noch nicht feministisch ist. Eine sexistische Gesellschaft wird erwartungsgemäss eine sexistische Wissen-

schaft entwickeln. Sie schlägt deshalb vor, „feministische Erkenntnistheorien als immer noch übergangsförmige Meditationen über den Wesenskern feministischer Behauptungen und Praxisformen zu betrachten" (Harding, 1991, 151). Nach Harding sollten wir Zweideutigkeiten und Widersprüchlichkeiten nicht nur erwarten, sondern vielleicht gar hegen und pflegen. „Wir werden eine mit ihren erkenntnistheoretischen Strategien völlig übereinstimmende feministische Wissenschaft erst in einer feministischen Gesellschaft besitzen" (ebd.).

Ich werde im folgenden zwei Erkenntnistheorien beleuchten: die eine umfasst verschiedene Standpunktorientierungen, die andere hat Parallelen zum Postmodernismus. Auch hier sind innerhalb der einzelnen Theorien unterschiedliche Schwerpunkte zu verzeichnen.

6.1.1 Feminist Standpoint Epistemologies

Die standpunktorientierten Erkenntnistheorien gründen eine spezifische feministische Wissenschaft auf eine Theorie vergeschlechtlichter Aktivität und gesellschaftlicher Erfahrung. Sie geben Frauen in epistemischer Hinsicht den Vorrang, erheben aber zugleich den Anspruch, die für das aufklärerisch-bürgerliche Weltbild und seine Wissenschaft charakteristischen Dichotomien zu überwinden (Harding, 1991, 151 f.). Die gemeinsame Annahme, die diesem Ansatz zugrunde liegt, ist der eines weiblichen Standorts des Denkens und Erkennens und die gemeinsame Überzeugung, „dass von einem weiblichen Standpunkt aus auf jeden Fall eine nicht-dualistische und nicht-hierarchische, sondern ganzheitliche und harmonische, nicht durch Ausgrenzung und Konfrontation bestimmte Weltsicht zu gewinnen sei" (Klinger, 1990, 36 f.).

Dieser Ansatz beschränkt sich nicht darauf, lediglich eine andere, vom männlichen Standort unterschiedene und ihm entgegengesetzte Position zu konstituieren, sondern erhebt gleichzeitig einen Überlegenheitsanspruch, dass Frauen/Feministinnen die Welt richtiger erkennen und die Handlungsorientierungen, die mit diesem richtigeren Erkennen verbunden sind, auch besser sind. Wie in der marxistischen Epistemologie folgt hier die Begründung, dass der Erkenntnisstandpunkt der unterdrückten Klasse aus mehreren Gründen und in mehreren Hinsichten richtiger ist als der der herrschenden Klasse. Mit anderen Worten: „In Übereinstimmung mit der marxistischen Erkenntnistheorie verbinden die Feminist Standpoint Epistemologies die Einsicht in die soziale Bedingtheit und Relativität *jedes* Erkenntnisstandorts mit der Privilegierung *eines* Standpunktes, von dem aus dann die zunächst in Frage gestellten Konzepte eines unverzerrten = objektiven und umfassenden = universellen Denkens und Wissens restituiert werden soll" (37).

Dieser Ansatz wirft allerdings zahlreiche Probleme auf: Jeder Versuch, auch jeder feministische Versuch, Weiblichkeit in Absetzung zu Männlichkeit zu bestimmen, gerät ziemlich unvermeidlich in dieselbe Polarisierungsfalle. Anstelle des Androzentrismus tritt hier der Gynozentrismus. Und aufgrund derselben dualistischen Grundstruktur produziert feministische Wissenschafts- und Rationalitätskritik auch in etwa dasselbe Gegenbild zur männlich-patriarchalen Wissenschaft und Rationalität. Cornelia Klinger kritisiert diesen Ansatz: „Nicht nur das Konzept von Weiblichkeit, das eine feministische Theorie entwirft, die sich auf die Polarisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit einlässt, wiederholt die alten, der patriarchalen Tradition immanenten Dualismen, sondern auch eine feministische Kritik von Rationalität, die das Gegenbild zu dieser sucht" (39).

Die Feminist Standpoint Epistemologies gehen davon aus, dass das Sein das Bewusstsein bestimmt, d. h. dass mit dem biologischen und/oder sozialen Mann- bzw. Frau-Sein unterschiedliche Erfahrungen verbunden sind, die die Art und Weise, wie wir die Welt sehen, wie wir denken und handeln, in unterschiedlicher Weise prägen. Doch nach Klinger gibt es eine ganze Fülle von Faktoren, die zusammengenommen das „Sein" ausmachen. Keine Frau ist nur Frau, sondern zusätzlich auch arm oder reich, schwarz oder weiss, jung oder alt und noch vieles andere mehr. Die Kritik von Klinger richtet sich dagegen, dass die Vertreterinnen diese Probleme ihres Ansatzes zwar erkennen, aber keine befriedigenden Lösungen anbieten. Auch die „unselige" Unterscheidung zwischen falschem und richtigem Bewusstsein bringt keinen Fortschritt. „Unser Frau-Sein als solches lässt auf keine unmittelbar zugängliche höhere Weisheit schliessen, und unser Betroffensein von einer Unterdrückungssituation löst allein noch längst keine ‚Betroffenheit' aus, auf die wir uns doch so gern als etwas unhinterfragbar und unmittelbar Evidentes berufen" (41).

Auch Sandra Harding zählt zu den Kritikerinnen der Privilegierung eines feministischen Standpunkts als bevorzugter Basis vollständigeren und richtigeren Erkennens der Wirklichkeit. Gemäss diesem Ansatz müssten schwarze Frauen noch bessere Wissenschaftlerinnen sein. „Fordert nicht die interne Logik der Standpunkttheorien, dass die gesellschaftliche Erfahrung farbiger Frauen ‚wahrere Wege' zu Vernunft und Gesellschaft eröffnet, die nicht von rassen- und geschlechtsspezifischen Loyalitäten verzerrt sind?" (Harding, 1991, 206).

Für Klinger ist allerdings eine solche Formulierung irreführend, weil dadurch nämlich der Eindruck erweckt wird, als ob Fragen der Klassen- bzw. Rassenzugehörigkeit quasi ein Problem unter Frauen bildeten. Rassen- und Klassenherrschaft stehen aber quer zur Geschlechtszugehörigkeit.

„Aus diesen mühsam erworbenen und manchmal bitteren Erfahrungen sollten wir lernen, nicht umgekehrt den Versuch zu unternehmen, Klassen- und Rassenherrschaft zum „Nebenwiderspruch" von Geschlechterherrschaft zu machen" (Klinger, 1990, 43). Klinger zieht dieselben Konsequenzen wie Jane Flax: „Any feminist standpoint will be partial. Thinking about women may illuminate some aspects of a society that have been previously suppressed within the dominant view" – einige, aber eben doch nicht alle (ebd.).

Die Standpunkttheorien sind nach Harding ebenso wie die Ansätze, die sich auf einen feministischen Empirismus berufen, als Projekte einer „Nachfolgewissenschaft" (successor science) zu betrachten, welche die ursprünglichen Ziele der modernen Wissenschaft auf signifikante Weise zu rekonstruieren versuchen. Im Gegensatz dazu stellt der feministische Postmodernismus diese Ziele direkt in Frage (Harding, 1991, S. 151).

6.1.2 Feminismus und Poststrukturalismus/Postmoderne

Nicht zuletzt aufgrund der Enttäuschung am marxistischen Experiment und als Konsequenz aus diesem Scheitern unternimmt der sogenannt postmoderne Ansatz einen radikaleren Vorstoss zur Infragestellung aller Kategorien, die für das abendländische Denken und zumal für die moderne wissenschaftliche Rationalität von Bedeutung sind. Die Begriffe von Wahrheit, Objektivität und Universalität des Wissens stehen ebenso zur Diskussion wie die Vorstellung eines in sich geschlossenen und seiner selbst bewussten Ichs als Subjekt des Wissens – es geht um eine vollständige und endgültige „Dekonstruktion" all dessen (Klinger, 1990, 44).

Seit Jahren untersuchen feministische Theoretikerinnen die akademischen Wissensbestände auf ihre Geschlechtsspezifik hin. Die Wege ihrer Kritik kreuzen sich methodisch und inhaltlich zum Teil mit denjenigen, die Vertreter des Poststrukturalismus und der Postmoderne eingeschlagen haben. Einige Stichworte seien hier genannt: Krise des Subjekts, Kritik an herkömmlichen Modellen von Emanzipation, Fortschrittskritik, Dekonstruktion der Geschichtsphilosophie. „Zum selben Zeitpunkt, da Poststrukturalisten und Postmoderne dem ‚Anthropozentrismus' und ‚Eurozentrismus' in den Wissenschaften den Kampf erklärten, entlarvten Feministinnen den ‚Androzentrismus' in den einseitig an männlichen Subjekten orientierten Wissenschaften. Auch die Infragestellung des Postulats der Gleichheit der Geschlechter und die feministische Wende hin zur Differenz im Zeichen der Kritik an patriarchaler Subjektivität scheint sich im selben Spannungsfeld abzuspielen, das den Streitpunkt in den Debatten zwischen den ‚Modernen' und ‚Postmodernen' bildet" (Brander, 1991, 82 f.). Doch bei aller Sympa-

thie für das postmoderne Denken sollten sich Feministinnen nicht dazu verführen lassen, gemeinsam mit der Postmoderne auf den Entwurf einer Gesellschaftsveränderung zu verzichten. Ein weiblicher Entwurf und die entsprechende Politik darf nicht aufgegeben werden (96).

Im postmodernen Kontext tritt der Themenkomplex „Weiblichkeit und Geschlechterdifferenz" auch bei männlichen Autoren in den Vordergrund. Klinger spricht deshalb von einer nachhaltigen Faszination feministischer Theoretikerinnen und Schriftstellerinnen durch den Poststrukturalismus. Sie beschreibt allerdings drei Gesichtspunkte, „die äusserst ambivalent und suspekt sind und letztlich genauso gut geeignet (sind), die Ablehnung des Postmodernismus durch feministische Theoretikerinnen und Schriftstellerinnen hervorzurufen" (Klinger, 1990, 44 f.):

- Ähnlich wie Lacan geht Jacques Derrida von der phallischen Struktur unserer symbolischen Ordnung aus. Während Lacan von der notwendigen, hierarchischen phallischen Struktur jeder Kultur überzeugt ist, zeigt Derrida die Abhängigkeit des scheinbar Ersten und Vorrangigen (Männlichen) vom scheinbar Zweiten und Nachgeordneten (Weiblichen). Das Weibliche als verborgene Unterseite der Kultur, die dieser Ordnung gleichwohl unabdingbar zugrunde liegt, wird damit erkenntlich gemacht. Derrida versucht zur Verflüssigung und Auflösung aller Hierarchien zu gelangen, um die Wechselseitigkeit und Austauschbarkeit aller Beziehungen zuzulassen.
- Gilles Deleuze und Felix Guattari sprechen vom „devenir-femme" als Schlüssel zur Überwindung der Subjektfixierung. Auch Derrida versucht einen weiblichen Stil zu entwickeln. Das Weibliche wird erkannt und anerkannt – als die Zukunft des Mannes.
- Dem dekonstruktivistischen Ansatz verdanken wir eine erhebliche Sensibilisierung gegenüber der Dialektik, in die sich die Ideen von Kritik und Überschreitung der herrschenden Ordnung, von Emanzipation und Befreiung verstricken.

Aber letztlich erscheint „das ganze Projekt Feminismus als Teil der „grossen Erzählung", als die postmoderne Denker wie Jean-Francois Lyotard die moderne westliche Rationalität und Kultur einschliesslich ihrer humanistischen und emanzipatorischen Ideale auffassen" (46). Für Klinger heisst dies, dass der Feminismus, der sich selbst als Projekt der Infragestellung der grossen patriarchalen Erzählung Rationalität versteht, sich mit dieser auf dieselbe Seite gerückt findet. Für sie steht fest, dass die postmodernen Meisterdenker für die Sache des Feminismus, für die Interessen und Belange von Frauen wenig Interesse aufbringen können, auch diejenigen, die neuestens

das „devenir-femme“ auf ihre Fahne geschrieben haben. Das Weibliche, für das sie sich interessieren, bewegt sich auf der Ebene des Symbolischen (47).

Das männliche Versagen am Thema Weiblichkeit ist nach Klinger allerdings behebbar durch Umgestaltung und Modifikation aus einer feministischen Perspektive, getragen von der naiven Hoffnung „we can incorporate into feminist theory those aspects of deconstruction we find useful and leave the rest“ (48).

Bis hierher und wie weiter? Nach Klinger hat keiner der bisher beschrittenen Wege zu einem Ort geführt, an dem wir bleiben und von dem wir als sicherem Stützpunkt weiter gehen könnten. Es ist deshalb absehbar, dass der Weg zu einer feministischen Erkenntnistheorie noch weit und steinig sein wird. „Ein möglichst genaues Bild von dem, was hinter uns liegt und von dem, wo es *nicht* langgeht, mag wenigstens einen Schritt auf diesem langen Weg bedeuten“ (49). Eine pragmatische Lösung für die Gegenwart sieht sie darin, dass sowohl die Bestrebungen, Frauen in den gegebenen Kontext besser zu intergrieren, als auch die Better-Sciene-Argumentation ihre Bedeutung behalten. „Purifying social science of its non-objective elements“ (33) ist ein Beitrag der feministischen Kritik zur besseren Verwirklichung der Ideale von Objektivität und Universalität. Es gibt nicht nur ein „better-science-Argument“, sondern auch einen „better-Marxism-“ und einen „better-Postmodernism“-Standpunkt (48).

Der poststrukturalistisch inspirierte Feminismus hat in Frankreich und weit darüber hinaus – aufgrund des dekonstruktivistischen Ansatzes von Luce Irigaray und Julia Kristeva – zu einer Fülle von Stellungnahmen geführt. Zu einem „better-Postmodernism“ scheinen die Bereiche der Sprache, Literatur und Ästhetik gelangt zu sein; Bereiche also, in denen allgemein die Stärke der postmodernen Theorie liegt (ebd.).

Harding sieht die Gegenwart und Zukunft etwas optimistischer. Wir brauchen eine mit konkreten Zukunftsvorstellungen verbundene Ahnung jenes Bewusstseins, das viele von uns zu entwickeln bereits im Begriff sind. „Die postmodernen Tendenzen im Feminismus sind das Beste, was uns für die Konkretisierung solcher Vorstellung zur Verfügung steht“ (Harding, 1991, 210). Ihrer Ansicht nach müssen wir lernen, mit der Spannung im feministischen Denken zu leben.

Nebst diesen beiden beschrieben Hauptströmungen gibt es noch eine Reihe von Vorschlägen, wie die weibliche Perspektive in die traditionelle Wissenschaft integriert werden könnte. So plädiert zum Beispiel Hannelore Bublitz in ihrem Aufsatz *Rationalisierung und Geschlechterverhältnis*

(1990, 83–96) für eine „sinnliche Rationalität". Abstraktionen müssen beim Konkreten ihren Ausgangspunkt nehmen und dürfen diese Ebene nicht zugunsten abstrakter Begrifflichkeiten und Denkzusammenhänge verlassen. „Begriffsbildung erfolgt hier aus der sinnlichen Evidenz und Anschauung heraus und verknüpft sich netzartig mit gleich- und andersartigen Wahrnehmungen und Erfahrungen" (93).

Fox Keller gibt eine alternative Vorstellung von einer „dynamischen Objektivität", in der sich das forschende Subjekt dem Forschungsobjekt als einem gleichen nähert. „Dynamische Objektivität erlaubt uns, dass wir uns bewusst mit dem Gegenstand unserer Forschung als Subjekt identifizieren" (Brück, 1992, 21).

7. Feministische Wissenschaft – ein alternatives Wissenschafts-Paradigma?

Der gegenwärtige Diskurs unter feministischen WissenschaftlerInnen vermittelt ein Gefühl des Aufbruchs – etwas Neues soll geschaffen werden. Ist feministische Wissenschaft ein „alternatives Wissenschaftsparadigma", wie dies von Maria Mies behauptet wird?

Marlis Krüger hat diese Frage untersucht (Krüger, 1989, 69–94). Zeitlich gesehen ist die feministische Wissenschaft die jüngste der kritischen Ansätze; der Struktur nach scheint sie jedoch nichts Neues hinzuzufügen: ausser einer Auswechslung der postulierten historischen Subjekte bzw. Adressatengruppe hat die feministische Sozialwissenschaft weder im Bereich der Theoriebildung noch hinsichtlich methodologischer Prinzipien oder methodischer Verfahren irgend etwas Neues hervorgebracht, das nicht bereits im Arsenal soziologischer Ansätze existiert: Qualitative Methoden, Aktionsforschung, emanzipatorische Sozialforschung, aber auch Postulate wie „Betroffenheit", „Parteilichkeit", „Praxisorientierung" von Sozialforschung existierten bereits, als die Feministinnen sie für sich entdeckten.

Also – Feministische Wissenschaft – nichts Neues in der Soziologie? Nach Krüger könnte man dieses Urteil nur unterschreiben, wenn man sich ausschliesslich auf das Verfahren des Theoriebildungsprozesses konzentrierte und vom Inhalt der jeweiligen Theoerie absähe. Inhaltlich aber haben feministische WissenschaftlerInnen zu diesen Disziplinen substantiell Gehaltvolles beigetragen. Die jeweilige „scientific community" kann diese Beiträge jedenfall inzwischen nicht mehr so ohne weiteres ignorieren (71).

Um den Anforderungen eines Paradigmas genügen zu können, müssten nach Krüger folgende Fragen mit „ja" beantwortet werden können: 1) Gibt es etwas, was alle WissenschaftlerInnen in den Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften verbindet? 2) Gibt es ein theoretisches und methodisches Raster in den Sozialwissenschaften, auf das WissenschaftlerInnen bei ihrer konkreten Arbeit zurückgreifen? (69)

Aufgrund von Krügers Analyse vollzieht sich gegenwärtig der feministische Theoriebildungsprozess – formal gesehen – bei Rekurs auf die vorhandenen intellektuellen Traditionen nicht anders als jeder „neue" Theoriebildungsprozess: *Kritik* existierender Ansätze, *Erweiterung* des Gegenstandsbereiches, *Übertragung* von Kategorien auf neue Gebiete und *Analogisierungen* (81). Für Krüger existiert kein „alternatives", sondern nur ein „kritisches Bewusstsein".

Auch Sandra Harding hat sich die Frage nach einem Paradigmawechsel durch die feministische Wissenschaftstheorie gestellt. Ihrer Ansicht nach wäre es für den Feminismus geschichtlich verfrüht und illusionär, wollte er zu diesem Zeitpunkt ein theoretisches oder wissenschaftliches Paradigma ausarbeiten, dessen begriffliche und methodologische Annahmen wir alle akzeptieren könnten oder würden. Zu diesem geschichtlichen Zeitpunkt sollten die analytischen Kategorien im Feminismus instabil sein. Nach Harding müssen wir lernen, „dass unser Ziel im Augenblick nur darin bestehen kann, zwischen und über den Grundrhythmen der verschiedenen patriarchalen Theorien und unserer eigenen melodischen Transformationen dieser Theorien eine Art von erhellender Improvisation zu intonieren, statt den Rhythmus irgendeiner bestimmten Theorie (Marxismus, Psychoanalyse, Empirismus, Hermeneutik, Postmoderne etc. pp.) so zu verändern, dass er zu dem passt, was wir sagen wollen" (266). Das Problem besteht darin, dass diese Möglichkeiten selbst für unsere Ansätze verlustträchtige Dilemmata hervorbringen. „Genauer gesagt besteht das Problem darin, dass es in den feministischen Theorieansätzen kein ‚wir' gibt – und die Anerkennung dieser Tatsache kann eine wichtige Ressource für unsere Politik und unsere Erkenntnissuche darstellen" (267).

8. Diskussion

Auf meiner Suche nach feministischer Forschung bin in auf reiches Material gestossen. Die Auseinandersetzung mit der „traditionellen" Wissenschaft läuft auf Hochtouren. Ein „gesicherter Boden" für die feministische Erkenntnistheorie ist allerdings noch nicht auszumachen. Eine mögliche

Erklärung für diese Tatsache kann sein, dass die feministische Forschung noch jung und die Kritik der bisherigen Wissenschaftsparadigmen noch unvollständig ist. Ein anderer Grund könnte auch sein, dass das Ziel einer feministischen Wissenschaft hoch gesteckt ist.

Bei feministischen ForscherInnen lässt sich eine Sehnsucht (i. S. von Thürmer-Rohr, S. 14) nach einem neuen Paradigma feststellen. Die Suche nach dem Neuen liefert allerdings kein positiv umreissbares Modell des Neuen; die Vielfalt der nebeneinander bestehenden Paradigmen erleichtert diese Suche nicht. Die feministische Forschung hat bisher mindestens auf eine „Paradigmenkrise" aufmerksam gemacht, die sich einerseits in der Suche nach Innovation und andererseits in einem Gefühl des Ungenügens der bisherigen Modelle zeigt. Nach Hans Ulrich Reck muss ein neues Paradigma erkämpft werden. „Da Wissenschafter sich korporationistisch vergesellschaften und hierarchisch organisiert sind, kann eine nichtetablierte Wahrheit noch keinen positiven Erkenntnisstatus beanspruchen, sondern muss mittels Überzeugungssicherung durchgesetzt werden" (NZZ, 199, 17). Ein Paradigmenwechsel kann seiner Ansicht nach nur strategisch vorgetragen werden, „da die Krise Wahrheit in Konkurrenzkämpfe der Überzeugungen verwandelt" (ebd.).

Ein steiniger Weg ist damit angedeutet. Wie steinig aber ist der Weg wirklich? Wie nah oder wie fern sind sich feministischen Ansätze und „traditionelle" Wissenschaft? Um diese Frage zu beantworten, nehme ich mit Max Weber Stellung zu den neueren Postulaten (siehe in diesem Aufsatz) der feministischen Wissenschaft.

Wie würde sich Max Weber zu diesen Postulaten äussern? Die Anwendung der „Gender-Perspektive" (2) und die „Parteilichkeit als Grundlage der Frauenforschung" (4) sowie die „Interdisziplinarität" (6) würde er zweifellos unterschreiben. „Erkenntnisinteresse" und „Wertideen" stellen die „Wertbeziehung" zwischen ForscherIn und Forschungsgegenstand her und haben für die Forschungsergebnisse entscheidende Bedeutung. Welche „Wertideen" zur forschungs- und erkenntnisleitenden Bedeutung ausgewählt werden, das bestimmen die den/die ForscherIn und seine/ihre Zeit beherrschenden Wertideen. „*Wert*interessen (sind) es, welche auch der rein empirisch-wissenschaftlichen Arbeit die *Richtung* weisen" (Weber, 1973, 277). Weber versteht „Wertfreiheit" als *Freiheit für* ... also als Freiheit für Werte. Diese sollen aber offen deklariert werden, denn dies ist der eigentliche Sinn der Wertdiskussion (Weber, 1973, 263–310).

Dass Max Weber die „Überwindung des Androzentrismus" (1) sowie die „Forderung der Emanzipation der Frauen" (3) persönlich wünschte,

geht aus einer neueren Forschung eines amerikanischen Soziologen über das Ehepaar Weber hervor, von der ich hier einige Zitate anführe: „Von Beginn seiner Ehe an bemühte sich Weber angestrengt um Gleichheit, was sich insbesondere gegen den Patriarchalismus von Max Weber senior richtete" (Roth, 1989, XIV f.). Weber veröffentlichte auch die ersten schriftstellerischen Werke von Marianne Weber. „Dies dürfte das erste Mal gewesen sein, dass ein deutscher Professor eine Studie seiner Frau herausbrachte" (XV). Marianne Weber gehörte zur ersten Generation von Frauen, die an der Universität studierte. Als Politikerin befasste sie sich mit Rechtsfragen, die vor allem Frauen betrafen und in denen sie Max Weber beriet. Gegen die damalige Frauenbewegung gerichtete Attaken „startete Max eine seiner berühmten Fehden, in denen Ehrensache und komplizierte Rechtsmanöver verschmolzen" (XXIII). Dies sollte Webers Engagement für Frauen verdeutlichen.

Einzig beim 5. Postulat „Die Verbindung zur Autonomen Frauenbewegung und der Bezug zur Praxis" wäre Max Weber meines Erachtens zurückhaltend. Die Unmöglichkeit wissenschaftlicher Vertretung von praktischen Stellungnahmen begründet er wie folgt: „Sie ist prinzipiell deshalb sinnlos, weil die verschiedenen Wertordnungen der Welt in unlöslichem Kampf untereinander stehen" (Weber, 1973, 328). Er fürchtet einen Polytheismus, über dem das Schicksal, nicht aber die Wissenschaft waltet. Andererseits aber leistet die Wissenschaft Positives für das praktische und persönliche Leben: Lebenstechnik, Methoden des Denkens und Klarheit (332). Nach Weber bestimmt der/die ForscherIn und seine/ihre Wertideen, was zu erforschen ist, und nicht die Politik.

Aufgrund dieser Stellungnahme lässt sich Max Webers Aktualität bestätigen. Wie aus meinem Aufsatz hervorgeht, ist eine Zusammenarbeit zwischen traditioneller und feministischer Forschung nicht unmöglich, sofern die Einbeziehung der weiblichen und männlichen Perspektive gemeinsames Forschungsziel ist.

LITERATURVERZEICHNIS

Beer U. (1989), Objektivität und Parteilichkeit – ein Widerspruch in feministischer Forschung? in: Beer U. Hrsg., *Klasse Geschlecht – Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, AJZ, Bielefeld, 162–212.

Brander S. (1991), Feminismus im Widerstreit zwischen Moderne und Postmoderne, in: *Solidarität, Streit, Widerspruch*, eFeF, Zürich, 81–100.

Brück B. (1992), *Feministische Soziologie – Eine Einführung*, Campus, Frankfurt.

Bublitz H. (1990), Rationalisierung und Geschlechterverhältnis. in: Krüll M. Hrsg., *Wege aus der männlichen Wissenschaft*, Centaurus, Pfaffenweiler, 83–96.

Fox Keller E. (1990), Wissenschaftstheorie in feministischer Perspektive, in: Krüll M. Hrsg., *Wege aus der männlichen Wissenschaft*, Centaurus, Pfaffenweiler, 115–136.

Harding S. (1991), *Feministische Wissenschaftstheorie – Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht,* Argument, Hamburg.

Herzog W., Violi E. (1991), *beschreiblich – weiblich. Aspekte feministischer Wissenschaft und Wissenschaftskritik,* Rüegger, Chur/Zürich.

Klinger C. (1990), Bis hierher und wie weiter? – Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik, in: Krüll M. Hrsg., *Wege aus der männlichen Wissenschaft,* Centaurus, Pfaffenweiler, 21–56.

Krüger M. (1989), Überlegungen und Thesen zu einer feministischen (Sozial-)Wissenschaft, in: Beer U. Hrsg., *Klasse Geschlecht*, AJZ, Bielefeld, 67–94.

Krüll M. (1990), *Wege aus der männlichen Wissenschaft,* Centaurus, Pfaffenweiler.

Oakes G. (1990), *Die Grenzen kulturwissenschaftlicher Begriffsbildung,* Suhrkamp, Frankfurt.

Offen K. (1993), Feminismus in den Vereinigten Staaten und in Europa. Ein historischer Vergleich, in: Schissler H. Hrsg., *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Campus, Frankfurt, 97–138.

Pieper A. (1993), *Aufstand des stillgelegten Geschlechts,* Herder, Freiburg i. Br.

Reck H. U. (1994), Wissenschaft als Symbol – Überlegungen zu einem Paradigmenwandel, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 199, 17.

Roth G. (1989), *Marianne Weber – Max Weber. Ein Lebensbild.* Piper, Tübingen.

Simmel G. (1985), Das Relative und das Absolute im Geschlechterproblem, in: Dahme H. J. Hrsg., *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Suhrkamp, Frankfurt, 200–223.

Scheich E. (1991), Die zwei Geschlechter in der Naturwissenschaft: Ideologie, Objektivität, Verhältnis, in: *Im Widerstreit mit der Objektivität*, eFeF, Zürich, 35–54.

Schissler H. (1993), Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. in: Schissler H. Hrsg., *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Campus, Frankfurt, 9–36.

Thürmer-Rohr Christina (1987), *Vagabundinnen,* Orlando, Berlin.

Von Alemann H. (1991), Frauenforschung und Methodologie der Sozialwissenschaften, in: Herzog W. Hrsg., *beschreiblich – weiblich*, Rüegger, Chur/Zürich, 177–192.

Weber Max (1973), Der Sinn der „Wertfreiheit" der Sozialwissenschaften, in: Winkelmann J. Hrsg., *Soziologie – Universalgeschichtliche Analysen – Politik*, Kröner, Stuttgart, 263–310.

Weber Max (1973), Vom inneren Beruf zur Wissenschaft, in: ebd., 311–339.

Zweierlei Welten? Feministische Wissenschaftlerinnen im Dialog mit der männlichen Wissenschaft. Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF), Campus, Frankfurt (1992), 56–90.

Adresse der Verfasserin:
Theres Jöhl Meier
Neumattstrasse 37, CH-4142 Münchenstein